



An einem Tisch und in einem Boot. Wenn wie in der Pandemie alles gleichzeitig stattfinden muss – Homeschooling, Homeoffice und Haushalt – liegen die Nerven schnell blank.

Im vielfachen Hamsterrad

In Familien, die durch die Pandemie besonders belastet sind, kommt es zu mehr körperlichen und emotionalen Aggressionen gegenüber den Kindern

VON SÖREN MAAHS

Zu Hause arbeiten und gleichzeitig kleine Kinder betreuen oder den älteren bei den Schulaufgaben helfen – das ist für rund 15 Millionen Eltern minderjähriger Kinder in Deutschland in der Corona-Pandemie über Wochen hinweg Alltag. Vor welche Herausforderungen hat der Lockdown Eltern und ihre Kinder gestellt? Als Schulen, Kindertagesstätten und Freizeiteinrichtungen im März 2020 zum ersten Mal schlossen, war die Befürchtung groß, dass in der Folge die Fälle von Kindesmisshandlung und häuslicher Gewalt zunehmen könnten. Hat sich diese Befürchtung bestätigt?

„Vielfach wurden darüber bisher Vermutungen angestellt. Belastbare Daten gab es nicht“, sagt Babette Renneberg, Professorin für Klinische Psychologie an der Freien Universität. Um diese Lücke zu schließen, hat sie gemeinsam mit Sibylle Winter, der stellvertretenden Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Charité – Universitätsmedizin Medizin, eine bundesweit repräsentative Studie erstellt. Finanziert wird das Forschungsprojekt aus Mitteln der Berlin University Alliance, dem in der Exzellenzstrategie geförderten Zusammenschluss der drei großen Berliner Universitäten und der Charité Berlin.

Man wolle mit dieser Studie, die gerade zur Publikation in der Fachzeitschrift „European Child & Adolescent Psychiatry“ angenommen wurde, einen Überblick geben, wie sich die Stressbelastung von Eltern auf das körperliche und seelische Wohlergehen von Kindern ausgewirkt habe. „Der Fokus liegt dabei auch auf

Hochrisikogruppen, also Familien, die schon Hilfe bei Kinderschutzzentren gesucht haben oder bei denen Eltern oder Kinder unter einer psychischen Krankheit leiden“, sagt Babette Renneberg.

Für die gemeinsame Studie von Freier Universität und Charité wurden im August, Oktober und Dezember bundesweit rund 6000 Mütter und Väter minderjähriger Kinder nach ihrem Gesundheitszustand, nach Erziehungsstress und nach dem Vorkommen familiärer Gewalt befragt, dabei wurde im August 2020 eine repräsentative Stichprobe von etwas mehr als 1000 Befragten erhoben.

„Die Befunde zeigen, dass die elterliche Belastung im Vergleich zu der Zeit vor Covid-19 signifikant gestiegen ist“, erklärt Sibylle Winter. Die größten Stressfaktoren, von den sich mehr als die Hälfte der Befragten am stärksten belastet fühlen, waren das Social Distancing und die Schließung von Schulen und Kitas. Auch die Angst um die Gesundheit von Ange-

hörigen und die Einschränkung von Aktivitäten außer Haus bedeuteten für nahezu die Hälfte großen Stress. Von den Befragten berichteten zwölf Prozent von Symptomen einer Depression und zehn Prozent von Angstzuständen. Die Ergebnisse zeigen jedoch auch, dass viele Familien die Zeit während der Einschränkungen überwiegend gut meisterten.

Selbst während der schwierigsten Zeit, bei der Mehrheit der Eltern war das im April, lag die Stressbelastung nur in einem leicht erhöhten Bereich. Viele Eltern erwähnten sogar positive Auswirkungen der Pandemie auf ihr Familienleben: „Etwa 200 von den 1000 Eltern in unserer Stichprobe schätzten besonders den verlangsamt Lebensrhythmus und dass sie mehr Zeit mit der Familie verbringen konnten“, sagt Babette Renneberg.

In Familien, die durch die Pandemie besonders stark belastet sind, zeichnet sich jedoch ein anderes Bild ab. Ein Drittel der Eltern gab an, dass ihre Kinder schon vor der Pandemie Gewalt oder Aggressionen erlebt hatten. Von diesem Drittel berichteten wiederum etwa 30 Prozent, ihre Kinder seien während der Pandemie häufiger häuslicher Gewalt ausgesetzt als davor. Fast die Hälfte der Befragten in dieser Gruppe gab an, dass es seit Beginn der Pandemie zu mehr verbaler und emotionaler Aggression gegenüber den Kindern komme.

Insgesamt berichteten vor allem junge Eltern mit Kindern unter fünf Jahren von mehr Stress. Der Verlust des Arbeitsplatzes oder finanzielle Einbußen durch die Pandemie wirkten sich dabei noch verstärkend aus. „Tatsächlich sehen wir deutlich,

dass Kinder, die aus sozial schwächeren Verhältnissen kommen, erheblich härter getroffen werden“, so Babette Renneberg.

Eine Besonderheit der Studie liegt in der systematischen Befragung von Eltern nach häuslicher Gewalt. Doch sind Eltern als mögliche Beteiligte überhaupt verlässliche Quellen? „Die direkte Befragung zu diesem Thema hat uns Bauchschmerzen gemacht. Wir mussten verhindern, dass Studienteilnehmerinnen und -teilnehmer abbrechen, sobald nach Gewalt gefragt wird“, sagt Sibylle Winter. „Aber unsere Sorgen waren unbegründet. Die Eltern haben die Fragen ehrlich beantwortet.“

Die Bemühungen, das Virus einzudämmen, dürfe nicht weiter zuungunsten von Kindern und Eltern aus hochbelasteten Familien gehen, warnen Babette Renneberg und Sibylle Winter. „Wir halten offene Schulen und Kitas für wichtig. Nicht wegen einer zu befürchtenden Bildungslücke, sondern aus Sorge um das Wohlergehen dieser Kinder.“ Zum einen fehle natür-

lich der Kontakt zu Gleichaltrigen, den Kinder und Jugendliche für ihre persönliche und soziale Entwicklung dringend brauchen, erläutert Sibylle Winter. Wenn ein solcher Kontakt nicht mehr möglich sei, steige das Risiko einer Depression oder anderer psychischer Probleme. Zum anderen fehle auch der wichtige Kontakt zu Lehrerinnen und Lehrern sowie Erzieherinnen und Erziehern. Diese haben in der Regel einen geschulten Blick auf die Kinder: Wie verhalten sie sich, wie sind sie angezogen? „Dieses wichtige Regulativ der pädagogischen Fachkräfte, die erkennen, was bei einer Familie vielleicht im Argen liegt, das geht verloren“, sagt Sibylle Winter. Und durch die weitgehende Schließung der Schulen und Kitas fehlten den Kinderschutzinstitutionen gerade die Institutionen, die im Normalfall zuverlässig eine mögliche Gefährdung melden.

Hoch belasteten Eltern, die zu Gewalt neigen, rät Sibylle Winter, sich Unterstützung bei Erziehungsberatungsstellen, Ärztinnen und Ärzten, Psychotherapie-Einrichtungen und Jugendämtern zu holen. „Es ist nicht schlimm, sich einzugehen, dass man Hilfe braucht, sondern ein Zeichen dafür, dass man Verantwortung übernimmt.“ Allerdings halte der gesellschaftliche Druck, allein familiäre Probleme stemmen zu müssen, und die Angst vor einer Inobhutnahme der Kinder durch das Jugendamt, viele Eltern davon ab. „Das kann zu Missbrauch und Vernachlässigung führen.“ Es müsse gesellschaftlich akzeptabel werden, Überforderung und damit verbundene Gewalt offen zu thematisieren.

NUMMERN FÜR HILFE

■ Machen Sie sich Sorgen um ein Kind? Bitte wenden Sie sich an den Berliner Notdienst Kinderschutz, der mehrsprachig rund um die Uhr und anonym Hilfe anbietet: (030) 61 00 66.

■ Die Nummer gegen Kummer bietet unter 116 111 ein Kinder- und Jugendtelefon und unter der 0800 111 0 550 ein Elterntelefon.

Wie global ist das Dorf?

Das Internet als Raum für eine weltweite politische Öffentlichkeit: Ein Forschungsprojekt stellt diese Vorstellung auf den Prüfstand

Die Älteren unter uns erinnern sich noch an die gleißende Aura von Fortschritt und Völkerfreundschaft, die das Internet in seiner Frühphase umgab: Die Welt würde immer näher zusammenrücken, dachte man damals, Ideale von Freiheit und Gleichheit und Aufklärung würden sich über alle Kontinente verbreiten, die Demokratie überall triumphieren.

Derartige Enthusiasmus hat jedoch inzwischen einige Kratzer bekommen: Man denke an Phänomene wie Trolle, Shitstorms oder den Verdacht, soziale Medien könnten dafür anfällig sein, Populisten wie den früheren US-Präsidenten Donald Trump groß zu machen oder könnten gar demokratische Wahlen sabotieren. Doch an einer Idee halten die meisten, ohne groß nachzudenken, weiterhin fest: Nämlich an der Vorstellung, mit dem weltumspannenden Medium Internet sei auch die Öffentlichkeit „global“. Dabei ist genau das alles andere als sicher.

Die Kommunikationswissenschaftlerin Barbara Pfetsch von der Freien Universität nennt es die „Fantasie des globalen Dorfes“: Zwar erlaubten „die technischen Attribute des Mediums“ die Herstellung einer globalen Öffentlichkeit zu mindest theoretisch. Aber, so die Professorin: „Man weiß nichts oder nur wenig darüber, wie sich das in dem konkreten Kommunikationsverhalten der Nutzerinnen und Nutzer niederschlägt.“ Die Frage, wie digitale Öffentlichkeit tatsäch-

lich beschaffen ist, steht im Zentrum eines Forschungsprojekts, in dem Barbara Pfetsch mit Professorin Annie Waldherr von der Universität Wien und Professorin Neta Kliger-Vilenchik von der Hebräer University of Jerusalem zusammenarbeitet. Angesiedelt ist das Projekt am Sonderforschungsbereich „Re-Figuration von Räumen“, der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit Anfang 2018 an der Technischen Universität Berlin etabliert wurde, im Projektbereich „Räume der Kommunikation.“

Denn es ist – überraschenderweise, möchte man sagen – noch wenig erforscht, wie Kommunikation in den sozialen Medien räumlich strukturiert ist. Wie groß ist der Anteil an Posts und Tweets,

der bloß daraus besteht, dass Absolventen und Absolventinnen desselben Abi-Jahrgangs untereinander Urlaubsfotos austauschen? Und wie groß jener aus den interkontinentalen Debatten um Themen, die für die Menschheit von Belang sind?

Barbara Pfetsch, Annie Waldherr und Neta Kliger-Vilenchik sowie die Mitarbeiterinnen Daniela Stoltenberg und Alexa Keinert haben bereits mehrere Studien abgeschlossen. Sie konzentrieren sich dabei auf Twitter, jene Plattform, die lange stets als „Kurznachrichtendienst“ bezeichnet wurde, weil Nutzer zu Beginn nur Posts im Umfang von 140 Zeichen absetzen konnten. Die Plattform bietet tatsächlich – mehr als beispielsweise Facebook – eine Art von digitaler Öffentlichkeit, sagt Barbara Pfetsch, „in der Dinge von öffentlichem Belang thematisiert werden und Gegenstand von Diskussionen sind“.

Als Ausschnitte des digitalen Raumes haben die Forscherinnen Berlin und Jerusalem gewählt. „Beides sind ‚globale‘ Städte mit digitalen Öffentlichkeiten und großen Datenmengen“, betont die Wissenschaftlerin. Zugleich seien die Metropolen Kontrastfälle: „Sie haben zwar beide eine Spaltungsgeschichte, doch diese ist in Berlin überwunden, während sie in Jerusalem andauert; dort sind die sozialen, religiösen und ethnischen Räume viel stärker segmentiert als in Berlin.“ Hilft Twitter bei der Überbrückung von Gräben? Bildet sich dank der Plattform eine lokale Öffent-

lichkeit im digitalen Raum? Nimmt diese teil an einer größeren, globalen Öffentlichkeit? Oder bleibt jede Gemeinschaft für sich, abgekapselt in ihrer lokalen Blase? Erste Ergebnisse zeigen, dass die Diskussion über digitale öffentliche Räume neue Begriffe erfordert, damit man überhaupt sinnvoll darüber sprechen kann, wie sie strukturiert sind. Überwiegt das Lokale? Oder existiert das globale Dorf tatsächlich? Barbara Pfetsch konstatiert: „Es ist immer beides zugleich und auf eine kom-

Hilft Twitter dabei, Gräben zu überwinden?

plexe Art ineinander verschränkt: Lokales wird zwischen Nutzerinnen und Nutzern in entfernten Ländern ertört, zugleich wird über globale Themen unter Nachbarn online diskutiert.“

Barbara Pfetsch nennt es „eine neue Unübersichtlichkeit“, die sich zum Beispiel im Begriff des „Translokalen“ ausdrückt. Gemeint ist damit, „dass man gleichzeitig an mehreren Orten verankert sein kann, nämlich physisch und digital“ und dass sich damit – ähnlich wie beim Gegensatzpaar öffentlich und privat – Begriffe wie Distanz und Nähe auflösen oder zumindest brüchig werden. Die Forscherinnen haben es mit einem Gegen-

stand – digitaler öffentlicher Raum – zu tun, der sich permanent verändert: Nicht nur weil die „User“, die ihn bewohnen, ihr Verhalten ändern, sondern weil auch die Plattformen fortwährend ihre Struktur – ihre Algorithmen – modifizieren. Facebook, Twitter, Instagram oder Clubhouse, seien wie „Inseln im Netz“, jede strukturierte Öffentlichkeit auf eine für diese Plattform eigene Weise.

In ständigen Rekonfigurationen, sagt Daniela Stoltenberg, fände man dann nicht ein undifferenziertes globales Dorf, sondern sehr selektive Verbindungen zwischen Orten und eine starke Verankerung in lokalen Beziehungen: „Letztere aber sind nicht zufällig geformt, sondern durch soziale und politische Rahmenbedingungen, etwa Konflikte.“ In der gespaltenen Stadt Jerusalem zum Beispiel schafft Twitter unter palästinensischen und jüdisch-israelischen Usern fast keine digitalen Berührungspunkte, es überbrückt keine Gräben: Stattdessen aber gibt es translokale Verbindungen, von Ost-Jerusalem aus in den arabischen Raum hinein oder von West-Jerusalem aus zur jüdischen Diaspora in New York oder London.

In Berlin hingegen spielen der Studie zufolge auf Twitter lokale Themen eine stärkere Rolle als in Jerusalem: „User tauschen sich eher über Kultur, Sport oder den Verkehr aus. Und im nächsten Tweet über nationale oder transnationale Themen“, sagt Barbara Pfetsch. PEPE EGGER

Mehr Frauen am Start

Förderung „Berliner Startup Stipendium“

Klimafreundliche Baustoffe aus Pyrokohle, eine App für die geschlechtergerechte Aufteilung von Care-Arbeit im Haushalt, eine Suchfunktion für Audio-Archive, psychische Prävention für Kinder und digitale Paartherapie – diese fünf Gründungsprojekte werden seit Oktober 2020 an der Freien Universität mit dem „Berliner Startup Stipendium“ gefördert. Sie haben noch etwas gemeinsam: Zu jedem Team gehört mindestens eine Frau. Betrachtet man alle elf Projekte, die 2020 gefördert wurden, sind Gründerinnen mit 20 zu 12 sogar in der Überzahl.

Das ist immer noch ungewöhnlich – denn die Start-up-Welt ist mit einem Frauenanteil von 16 Prozent laut dem „Deutschen Startup Monitor“ nach wie vor eine Männerdomäne. Janina Sundermeier will dazu beitragen, das zu ändern. Die Juniorprofessorin für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt „Digital Entrepreneurship und Diversity“ ist Mentorin für Ausgründungen und hat gemeinsam mit NFUSION, dem Entrepreneurs Network der Freien Universität, die informelle Gesprächsreihe „WoMenventures“ ins Leben gerufen. Dort tauschen sich erfolgreiche Start-up-Unternehmerinnen mit angehenden Gründerinnen aus.

„Unsere Themen sind erst einmal geschlechtsneutral – es geht etwa um die Jahresplanung, die Suche nach Investoren oder die Firmenpräsentation“, sagt Janina Sundermeier. Aber die Teilnehmerinnen schätzen den geschützten Raum, weil sie auch zunächst einfach klingende Fragen stellen könnten. Wichtig ist der Juniorprofessorin auch, dass Frauen von Frauen lernen: „Die Botschaft von weiblichen Vorbildern ist: Du kannst es schaffen.“ In den Start-up-Metropolen Berlin, Hamburg und München gebe es einige Instrumente, die Frauen Gründungen erleichtern sollen – darunter auch Risikokapital-Fonds, die speziell in Frauengründungen investieren. „Das größte Hindernis ist jedoch,

Die Botschaft ist: „Du kannst es schaffen.“

dass viele mit Unternehmensgründungen zuerst Aspekte wie hohes Risiko und starken Wettbewerb assoziieren. In der gesellschaftlichen Vorstellung werden die dafür notwendigen Fähigkeiten immer noch eher Männern zugeschrieben. Frauen können sich damit häufig nicht identifizieren, obwohl Studien zeigen, dass es dahingehend kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt.“

Wenn Frauen sich doch gemeinsam zu einer Gründung entschließen, waren sie häufig vorher schon durch eine Freundschaft oder gemeinsame berufliche Tätigkeiten verbunden, so die Erfahrung von Janina Sundermeier. Das treffe ebenso auf Männer zu. Es lohne sich jedoch, einen Gründungspartner des jeweils anderen Geschlechts ins Team aufzunehmen. „Zu viel Homogenität im Hinblick auf das Geschlecht, aber auch auf andere Facetten, kann schwierig sein, weil dadurch die Perspektiven begrenzt sind.“

So gesehen machen Jaane Henning und Johanna Lubig gerade alles richtig: Seit ihrem Masterstudium der Psychologie an der Freien Universität sind sie ein eingespieltes Team. Vor dem Wagnis der Selbstständigkeit sammelten sie ein paar Jahre Berufserfahrung und legten sich ein finanzielles Polster an. Nun arbeiten sie zusammen an recoupling.de, einer digitalen Paartherapie, die sich durch Machine Learning an die individuellen Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer anpasst. Sie holten Tom Haubner ins Team, der seine Expertise als Informatiker einbringt.

Neben der Betreuung durch Profund Innovation, der Service-Einrichtung für die Förderung von Unternehmensgründungen und Innovationen in der Abteilung Forschung der Freien Universität, nehmen die Psychologinnen regelmäßig an den WoMenventures-Treffen teil. Kürzlich sei es dort etwa um Schlagfertigkeit gegangen, sagt Johanna Lubig, um die Frage, wie man sich darauf vorbereite, dass Investoren manchmal Kommentare abgeben, die nichts mit dem Produkt, sondern mit der Gründerin zu tun haben. „Ich kann nur sagen: Vorsicht – wir sind darauf vorbereitet!“

MARION KUKA

INFO ZUM PROGRAMM

Mit dem Berliner Startup Stipendium fördern die Freie Universität Berlin, die Technische Universität Berlin, die Charité – Universitätsmedizin Berlin und die Humboldt-Universität zu Berlin Gründerinnen und Gründer, die innovative und technologiebasierte Geschäftsmodelle im Team umsetzen wollen. Das Programm wird aus Mitteln der Senatsverwaltung für Wirtschaft, Energie und Betriebe sowie des Europäischen Sozialfonds finanziert.

kuk



Botschaft an Gott. Student Alon Nir steckt im September 2011 Twitter-Nachrichten in die Jerusalemer Klagemauer.